

Die Pampas,
ihre Natur und ihre Bewohner.

Von

BARON FELIX THÜMEN.

Vortrag, gehalten am 28. December 1881.

Hochansehnliche Versammlung!

Verehrte Anwesende!

Wenn ich heute den Versuch unternehme, vor Ihrem geistigen Auge Bilder zu entrollen, Skizzen zu entwerfen, entnommen dem Leben der Natur und jenem der Menschen in einem räumlich so weit von uns entlegenen Erdtheile, Bilder, welche für Sie so viel des Fremden, des Unbekannten, in gleichem Maasse aber auch des Schönen, Wunderbaren, Interessanten bieten, dann bin ich mir der Schwierigkeit dieser übernommenen Aufgabe nur allzu gut bewusst. Dann drängt sich mir unwillkürlich die Besorgniss auf: wie willst du es möglich machen, im karg zugemessenen engen Rahmen einer Stunde diesem Thema gerecht zu werden? Und da es mir nur vergönnt ist, an diesem einen Abend zu Ihnen zu sprechen, so muss ich Alles das, womit ich zehn Abende vielleicht auszufüllen vermöchte, in die engste Form fügen, muss mich entschliessen, mit grossen kräftigen Strichen nur zu malen, vor Allem aber das ursprünglich in's Auge gefasste Thema derart einzuschränken, dass ich nur die eine Hälfte heute behandle, nur von den Pampas, ihrer Natur und ihren Bewohnern

spreche, die Betrachtung der arktischen Tundren hingegen mir eventuell für einen nächstjährigen Abend aufspare!

Begleiten Sie mich denn, verehrte Anwesende, auf einer Wanderung nach jenen, in ihrer Art so wunderschönen Gebieten Süd-Amerikas, welche von einem der gewaltigsten Ströme der Erde durchzogen werden, vom Rio de la Plata, dem „Silberfluss.“

Wir befinden uns auf einer, schier in das Unendliche sich ausdehnenden Ebene; wohin wir auch unsere Blicke wenden mögen, ob nach Nord oder Süd, nach West oder Ost, überall bildet der Horizont eine vollkommen wagerechte, durch keinerlei Erhebung, und sei sie auch noch so klein, unterbrochene Linie. Warm, heiss sogar, brennt die Sonne herab, nichts aber finden wir, was uns nur den allergeringsten Schatten zu bieten vermochte. Wie todt, wie leblos liegt die ungeheure, für unser Auge kaum fassbare Fläche vor uns, kein Mensch, kein Thier bringt Abwechslung in diese ewige, grenzenlose Ebene! Wir stehen auf den Pampas des südamerikanischen Continentes!

Wunderbar mannigfaltig und untereinander contrastirend, sagt Dr. J. Taiber, einer der gründlichsten Kenner jener Gebiete, ist das Gemisch von Gefühlen, welche sich des für Natureindrücke empfänglichen und dabei phantasiereichen Besuchers dieser Wildniss bemächtigen. Erhaben erscheint die riesige Ausdehnung dieses scheinbar in's Unendliche sich fortsetzenden Gräser- und Blütenmeeres, und die majestätische, nur hier und

da durch das Gekreisch eines Vogels oder durch das Gebrüll eines Raubthieres unterbrochene Stille versetzt den Reisenden weg von der Muttererde in ferne, ungekannte, ungeahnte Sphären eines fremden Weltkörpers. Es schleicht bei der — ich möchte fast sagen — schwärmerischen Wahrnehmung solch' grossartig feierlicher Stille ein Gefühl sich in die Menschenbrust ein, das unwillkürlich die Gedanken auf die Ewigkeit lenkt, und eine tiefe und dabei doch angenehme Wehmuth bemächtigt sich des denkenden Menschen, ein Gefühl, das besonders bei Sonnenuntergang sich kundgibt, zur Nachtzeit aber oft in Furcht und Grauen sich wandelt. Und man hat nicht einmal nöthig, die Grenzen der Civilisation zu überschreiten, sich in die fast unbewohnten Aussenpampas zu begeben, um beim Hinabsinken des segenspendenden Tagesgestirnes jenes Gefühl einer stillen Ergebung über sich kommen zu lassen. Selbst auf dem Vorhofe einer mit allem Comfort ausgestatteten Estancia ergreift bei Sonnenuntergang den Menschen gar häufig jene „Sehnsucht nach dem Jenseits“ und drängt ihm die Ueberzeugung seiner grenzenlosen Unbedeutendheit gegenüber der Natur auf.

Ich kenne Männer, welche seit Jahren schon sich bemühen, nur noch ihren Verstand allein reden zu lassen, und die mitleidig lächeln, wenn man von einem besseren Jenseits spricht, und die doch von einem Sonnenuntergang in der Pampa so weich gestimmt werden, dass ihnen das Weinen nur allzu nahe ist, ja, dass sie dem gedankenlosen Herplappern des Rosenkranzes seitens ihrer Leute

mit Andacht lauschen, obwohl sie Protestanten sind. Und andere Männer kenne ich, welche, nachdem sie mit einem erworbenen, mehr oder weniger bedeutenden Vermögen in die alte Heimat mit dem festen Vorsatze zurückgekehrt sind, den Freuden und Genüssen, welche das gesellige Leben dort in so reicher Auswahl bietet, sich bis an ihr Lebensende hinzugeben, nach wenigen Jahren schon eine unbezwingliche Sehnsucht nach der öden Pampa, ein wirkliches Heimweh nach der trostlosen Wildniss empfanden und Alles aufgaben im alten Vaterlande, um das an Entbehrungen doch so reiche Leben in den Pampas wieder zu beginnen, um hier der-einst ein letztes Ruheplätzchen zu finden. Erklären lässt sich der Zauber nicht, den die Pampa, wie auf den in ihr geborenen Gaucho, so auch auf den hochgebildeten Europäer ausübt; aber dass sie einen solchen ausübt, dass sie unendliche Sehnsucht nach ihr erweckt, das ist eine Thatsache, die ich mit Hunderten von Belegen erhärten kann!

Aber wie gesagt, die Naturschönheiten sind es nicht, welche diese Liebe zur Pampa wachrufen können, es ist das, wenn auch Monotone, dabei aber doch immer unvergleichlich Grossartige, was diese schrankenlosen Flächen mit einem geheimen Zauber umflieht. Es sind die Naturwunder, welche staunend jeder Reisende beobachtet, Naturwunder, welche das eine Mal ihn mit Wehmuth, das andere Mal mit lebhaftem Entzücken erfüllen, wenn auch das letztere zu häufig nur auf blossem Schein, auf Täuschung beruht. So sind es Luftspiegelungen,

welche nur selten an einem heiteren Tage fehlen; sie lassen dem Reisenden aus einem entfernten Distelfelde einen von den herrlichsten Bäumen bestandenen Wald machen, sie lassen die um einen Sumpf herum hoch aufschliessenden Binsen ihm als eine starke, lebhaft gestikulirende Truppe Reiter erscheinen. Die am häufigsten sich zeigende Fata Morgana jedoch sind die „Wassererscheinungen“. Schwören möchte man darauf, dass in nicht weiter Ferne ein grell in den Sonnenstrahlen blitzender Wasserspiegel sich ausbreite, und wenn man dann, vielleicht vom Durste gepeinigt, darauf zu galoppirt, bleibt man doch immer gleich weit von dem, ach so heiss ersehnten Labsal entfernt. Erfahrene Pampasbewohner lassen sich allerdings nicht durch derlei Erscheinungen irre führen und täuschen, sie verdanken aber auch ihre Erkenntniss nicht dem eigenen besseren Wissen, sondern nur der Klugheit und Erfahrung ihrer Pferde; diese lassen sich niemals durch solche Wassererscheinungen verführen und anführen!

Was die Vegetation der Pampas anbelangt, so ist auch diese, wie die ganze Natur dieser Colossalebene, eine ganz und gar originelle; üppig kann man sie nicht nennen, wohl aber dafür massenhaft. Gräser der verschiedensten Arten, mehrere Klee- und eine durch ihre buntschillernden Blätter auffallende Distelart sind die vorherrschendsten, ja an vielen Orten die einzigen Formen. Und in welcher Menge, in welcher Grösse sind alle diese Gewächse vorhanden! Bis weit über den Satteltgurt des Pferdes streben sie empor und hüllen Brust und

Flanken in ihren grünen Schleier ein. Begierig senkt dieses seinen feinen klugen Kopf, die schönsten Aehren, die saftigsten Halme aus der lautlos dastehenden, von keinem Windhauch bewegten, halb mannshohen Wiese sich zu pflücken.

Und weiter und weiter rückt der einsame Reiter vor auf seiner Wanderung, immer mehr senkt die Sonne ihren Feuerball dem stets gleichweiten Horizonte zu, und so wie die Hitze abnimmt, macht auch gar bald sich ein leichter, kühl fächelnder Südwind auf und streicht mit milden, weichen Fingern dahin über das uferlose grüne Grasmeeer, dass es sich hebt und senkt und wogt und wallt, als sei es ein wirkliches Meer, und dass die halbreifen Aehren zusammenklappen mit leisem, regelmässig-melodischem Tone. Und aus vollster, tiefster Brust athmet der Reiter auf, mit der sinkenden Sonne, mit dem sich erhebenden Winde ist ihm eine Last geschwunden, die schwer auf ihm ruhte, das Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins. Die Pampa, welche er für leer, für ausgestorben gehalten, er das einzige lebende Wesen in unendlicher Oede, wie anders zeigt sie sich jetzt bei hereinbrechendem Abend. Allüberall, auf allen Seiten sieht er mächtige Thierleiber mit langen, weit auseinander gespreizten Hörnern auf dem plumpen Kopfe sich aus den Graswogen erheben, sieht er ganze Rudel schlanker scheuer Pferde wie der Blitz erscheinen, einen Moment dahinstürmen und verschwinden wie sie gekommen. Und auch Menschen tauchen auf, wilde Reiter auf wilden Rossen, malerisch umhüllt von buntschim-

mernden Decken, lange Lanzen am Arme hängend; Lassos in den nervigen Fäusten schwingend, so eilen sie dahin mit rasender Eile; woher sie gekommen, wohin sie gehen, wer kann es wissen, wer vermag es zu bestimmen?

So ist die Pampa beschaffen im mittleren und südlichen Theile der Argentina; ein abweichendes Bild bietet sie uns aber, wenn wir weiter hinauf nach Norden oder weiter hinab nach Süden wandern. Wenn auch der Totalcharakter derselbe bleibt, wenn es auch immer nur Ebenen und Ebenen sind, das Land bietet doch eine andere Physiognomie. Und ist das zu verwundern? Das Gebiet, welches man mit dem allgemeinen Namen der südamerikanischen Pampasregion bezeichnet, umfasst den ungeheuren Flächenraum von vier und einer Viertel-million Quadratkilometer oder ungefähr achtzigtausend Quadratmeilen, es hätte darin also unsere gesammte Monarchie wenigstens elf Mal Platz! Im weitesten Sinne rechnet man zu dieser Pampasregion einen Theil Bolivias, das südwestliche Brasilien, ganz Paraguay, ganz Uruguay und den grössten Theil der argentinischen Republik, sowie Patagoniens; vom zwanzigsten Grade südlicher Breite bis zur Maghellanstrasse erstreckt sich dieses riesige, in seiner Extension nur noch mit der Prairieregion Nordamerikas zu vergleichende Gebiet. Grosse, ungeheuerere Strecken sind noch so gut wie gänzlich unerforscht, keines Weissen Fuss hat sie je betreten, wilde Indianerhorden in ungebrochener Unabhängigkeit, in nicht gezügelter Wildheit haben hier ihre Wohnsitze, und viele,

viele Decennien werden sicherlich noch verstreichen, bis auch diese Strecken der Erforschung, dem Anbau, der Cultur erschlossen sind.

Die Vorstellungen, die wir in unserer Jugend von den Pampas aus populären Büchern einzusaugen gewöhnt sind und in denen diese sich unserer Phantasie als absolute Ebenen mit meeresgleichem Horizonte darstellen, in welchen auf hunderte von Meilen nicht die geringste Erhöhung des Bodens zu erschauen ist, diese Vorstellungen passen allein, wie ich dies schon vorher bemerkt, für den mittleren Theil der colossalen Fläche, im abstracten Sinne sind sie unrichtig für die nördlichen wie für die südlichen Partien. Nur die den Collectivnamen „Pampas von Buenos-Ayres“ führenden Gebiete, von welchen ich vorher versuchte, ein annäherndes Charakterbild vor Ihren Augen zu entrollen, sind solche absolute, baum- und strauchlose Flächen; die ganze nördliche Hälfte zeigt uns im Gegensatze eine andere Bodenformation; das Terrain ist flachwellig, und wenn auch dem Auge die Erhöhungen und Vertiefungen nicht imponirend entgegen treten, wenn auch hier der Wanderer das zu gleicher Zeit erhebende und niederdrückende Gefühl des Unendlichen empfindet, so bemerkt er doch sofort an der verschiedenen Vegetation den Unterschied. Dem Pampasbewohner aber sind diese Differenzen aus tausenden von praktischen Gründen von der höchsten Bedeutung. Vor Allem dem europäischen Einwanderer, der mehr sein Augenmerk auf Ackerbau als Viehzucht richtet, denn wenn sich auch dem Auge sogleich jene unendlichen

Grasfluren als ein von der Natur begünstigtes, ja prädestinirtes Feld für die letztere darbieten müssen, so ist doch damit noch keineswegs gesagt, dass sie deshalb nicht auch dem Ackerbau grosse Vortheile bieten. Reiche Estancias mit unabsehbaren wogenden Weizenfeldern, blühende Colonien beweisen das Gegentheil.

Immer jedoch sind in diesen nördlichen Pampastrichen, für jetzt wohl, wenn nicht vielleicht gar für immer, nur verhältnissmässig kleine (nur nach tausenden von Quadratkilometern messende) Stellen für den landwirthschaftlichen Betrieb geeignet; alle anderen Striche können nur für Viehzucht benutzt werden, da ihr Boden zu reich an Salzen, oft überreich daran ist. Aehnlich weiten Strecken in den westlichen Theilen der nordamerikanischen Union ist auch hier die Vegetation mit dem Namen einer Alkalivegetation zu bezeichnen, und da, wo dieser Salzüberfluss sich auch noch mit einem trockensandigen Boden verbindet, Stellen, welche der Landesbewohner als „Travesia“ bezeichnet, da ist wohl jede Cultur ausgeschlossen für immerdar. So sind denn die Ackerbauansiedlungen fast überall an die „Cañadas“ gebunden, jene flachen Vertiefungen, in deren Grunde Lagunen Vieh und Menschen den nothwendigen Wasserbedarf liefern oder Wasser wenigstens durch Graben in geringer Tiefe erreicht werden kann. Es kann überhaupt als ein Hauptcharacteristicum der gesammten Pampasregion betrachtet werden, dass Wasser nur in geringem Grade vorkommt, und zwar je weiter gegen Norden, in das Herz des Continentes wir vordringen, desto sparsamer.

Auch die wenigen, übrigens ausschliesslich dem Flussgebiete des Rio de la Plata angehörenden Ströme führen nur im oberen Theile ihres Laufes, da, wo sie in den die Pampas umschliessenden Bergzügen entstehen, reines, süsses Wasser; schon nach einem Laufe von nur siebenzig bis anderthalb hundert Kilometer ist dieses von den Salztheilen des Bodens geschwängert und absolut untrinkbar geworden.

Werfen wir nun weiter einen Blick auf das südliche Drittel der unermesslichen Pampas, auf jenen Theil, welcher sich besonders auf Patagoniens Ostküste ausbreitet und durch den Limay oder Rio Negro von den Ebenen von Buenos-Ayres geschieden wird, so finden wir hier abermals, trotz ebenfalls ähnlichem Allgemeincharakter, ein anderes Naturbild vor unseren Blicken sich entrollen. Die Bodenformation entspricht mehr jener der Nord-Pampas, es ist ein Flachland allerdings im eminentesten Sinne des Wortes, von einer absoluten Ebene kann man hier aber ebensowenig reden wie dort. Breite, abgeflachte Terrainanschwellungen durchziehen es nach allen Richtungen, sparsam nur wird das Terrain von Bächen und Flüssen durchkreuzt, desto zahlreicher aber treten Wasserbecken, sogenannte Lagunen, auf. Oft findet man deren ganze Ketten, von sechs, acht, ja zwölf aneinandergereiht, eine mit der andern durch schmale, je nachdem längere oder kürzere Arme verbunden. Alle enthalten süsses Wasser, bis jetzt wenigstens kennt man südlich des Limay keine salzigen, und die Bewohner jener Ländereien sind, um den nöthigen Salzbedarf sich zu beschaffen, darauf

angewiesen, einige Lagunen auf dem linken Ufer genannten Stromes aufzusuchen, in denen während des Spätsommers das Wasser vollkommen verdunstet und nur eine dichte, feste Lage weissen Salzes auf dem Grunde zurückbleibt.

Aber auch in anderer Hinsicht weicht der Charakter dieser patagonischen Pampas von jenem ab, den die weiter nördlich gelegenen uns zeigen. Dem kälteren Klima entsprechend ist hier die Vegetation keine mehr so mächtige, die harten Gräser und sonstigen Pflanzen, namentlich verschiedene Kleearten, erreichen bei Weitem nicht mehr jene Höhe, wie wir sie in den Pampas von Buenos Ayres kennen gelernt haben; aber nicht genug damit, auch der sonstige Anblick der Fläche ist ein verschiedener. Wenn auch Baumlosigkeit vorherrscht, sind doch verschiedene Bäume und Sträucher durchaus keine Seltenheit und vielerorten kommen erstere in solcher Anzahl vor, dass das Land einem lichtgehaltenen Parke nicht unähnlich ist; zu eigentlichen Wäldern jedoch verdichtet auch hier die Baumvegetation sich niemals, nicht einmal zu Hainen oder Gehölzen. Das Merkwürdigste hierbei ist jedoch, dass es fast ohne Ausnahme nur eine einzige Baumart ist, welche auf diesen patagonischen Pampas auftritt, und zwar ist dies — der Apfelbaum! Ja, so unglaublich es klingen mag, alle Bäume, die hier wachsen sind Apfelbäume, und nicht etwa dass es nur wilde, sogenannte Holzäpfel wären, welche diese tragen, nein, es sind grosse, schön gefärbte, saftige Früchte, meist von angenehm süssem, oft allerdings auch von recht herbem,

saurem Geschmack. Wie sie hiehergekommen, man weiss es nicht. Ob sie vielleicht doch, wie Manche annehmen wollen, von einstmals aus Europa importirten edlen Sorten abstammen, wer kann das ergründen? Welch' ungemein wichtige Rolle aber diese Fruchtbäume bei den Bewohnern spielen, darauf werde ich demnächst zurückkommen.

Haben wir sohin versucht, von der allgemeinen Formation, vom Erdboden und von den diesen bedeckenden Gewächsen uns ein anschauliches Bild auszumalen; so erübrigt, bevor wir zur Schilderung der hier hausenden Menschen, dem interessantesten Theile wohl der heutigen Betrachtung, übergehen, nur noch einen Blick zu werfen auf die Thierwelt der Pampas. Schon vorher ward hingedeutet auf die Rinder- und Pferdeheerden, welche diese unbeschränkten Grasfluren bevölkern, und in der That, kein Gleiches findet auf Erden diese Unmasse von Geschöpfen, welche die Pampa beherbergt. Nicht nach Millionen, nach Dutzenden von Millionen muss man die Anzahl der halbwilden Rinder in den Pampas berechnen, nach Millionen auch die Zahl der Pferde und der Schafe. Halbwild habe ich sie genannt, diese unzähligen und ungezählten Heerden, und dies ist auch der einzig zutreffende Ausdruck, denn wenn es auch effectiv wildes, das will sagen herrenloses Vieh jetzt in der Argentina, in Uruguay und Paraguay nicht mehr gibt, sondern jedes einzelne Stück die Brandmarke seines Besitzers trägt, so ist doch eben dieses letztere auch das einzige Zeichen der Zählung. Das ganze Jahr hindurch bringt das Vieh im

Freien zu und wird nur von berittenen Hirten, Gauchos (sp. Ga-utschos), bewacht, damit es nicht das meist mehrere Quadratmeilen umfassende Terrain der Estancia verlässt. Nur einmal jährlich treiben die Hirten alle Thiere zusammen und in die bei dem Gehöfte des Besitzers befindlichen grossen, umzäunten Gehege, die sogenannten „Corrals“; dann wird den neu zugewachsenen Stücken der Brand aufgedrückt, die zum Schlachten oder Verkauf bestimmten ausgewählt und sodann wieder die ganze Masse in Freiheit gesetzt. Das Rindvieh ist zur Schlachtung bestimmt, sei es zum Bedarf im eigenen Lande, sei es zur Versendung von frischem, gepökelttem oder lufttrockenem Fleische, zur Bereitung von Fleischextract oder auch nur der Häute halber. Ich will Sie hier nicht belästigen durch ausführliche Schilderungen der riesigen, kaum auf Erden ihres Gleichen findenden Schlachthäuser, der „Saladeros“, nicht mit Beschreibung der Fabrication von Liebig'schem Fleischextract, die Details von alledem sind zu oft schon besprochen und erzählt worden, und ich bin, soll ich das heutige Thema nur annähernd erschöpfend behandeln, gezwungen, auf das Strengste mit der zugemessenen Zeit hauszuhalten. Nur die eine historische Notiz sei mir noch gestattet, dass weder das Rind, noch das Pferd, noch das Schaf autochthon sind, sie alle wurden erst aus Europa eingeführt; von einem Stamm von acht Kühen und einem Stier, 1553 importirt, stammen alle diese immensen Rinderheerden, von einem halben Dutzend Pferde, welche 1536 Mendoza brachte, die vier Millionen jetzt lebender ab!

Neben dem Rind nimmt das letztgenannte, das Pferd, unter den nichtwilden Pampasgeschöpfen die wichtigste Stelle ein, ja in vieler Hinsicht wird man nicht zu viel sagen, wenn man es als das erste, unentbehrlichste, wichtigste Thier dieser Regionen bezeichnet; wäre doch ohne Pferd der Mensch überhaupt gar nicht im Stande hier zu existiren. Das echte Pampaspferd ist klein, von ziemlich grobem Knochenbau, dabei äusserst gelehrig, ungemein schnell und ausdauernd; da, wo Weisse wohnen, kennt man mehr oder weniger nur eine Race, die Indianer jedoch züchten deren zwei, die eine schlanke, flüchtige nur zum Reiten, die andere kräftigere, aber plumpere zum Transport von Lasten.

Dass auch Schafe in immensen Mengen auf den Pampasfluren gehalten werden, betonte ich vorher schon, auch Strausse, und zwar afrikanische, werden neuerdings mit gutem Erfolge ihrer Federn halber gezüchtet. Von wilden Thieren endlich beherbergen die Pampas auch heute noch, trotz der sich immer mehr ausbreitenden Cultur und Besiedelung, grosse Mengen. Im Norden und Süden namentlich giebt es zahlreiche Raubthiere, Jaguars dort und Kuguars hier, in den mittleren Theilen hingegen sind diese grossen Katzen ob ihrer Gefährlichkeit für den Viehstand schon ziemlich ausgerottet; aber dennoch ist auch hier das Zerreißen einer Kuh oder eines Pferdes etwas ganz Alltägliches. Von kleinen Thieren findet die Viscacha und das Meerschweinchen sich im gesammten Pampasgebiet, ebenso einige Hirscharten, letztere namentlich sind besonders häufig im nördlichen Patagonien

und in diesem ganzen letzterwähnten Lande in Massen das Guanako. Auch vielfältige Vögel kommen in den Pampas vor, vom Nandu oder „amerikanischen Strauß“ mit schwärzlichem Gefieder bis herab zu den kleinen, rebhuhnartigen Geschöpfen; ebenso sind auch die Wasserläufe und Lagunen von zahllosen gefiederten Wasserbewohnern bevölkert.

Lassen wir es mit dieser kurzen Betrachtung über Natur und Thiere der Pampas bewenden und die uns noch zur Disposition stehende Zeit dazu benutzen, auch den hier lebenden Menschen, den Pampasbewohner, in seinen Haupttypen kennen zu lernen. Der Natur der Sache zufolge war auch in diesen Theilen Südamerikas ursprünglich nur allein die rothe Race vorhanden, die europäische Einwanderung vertrieb die Kinder derselben jedoch hier, genau wie anderwärts, in kurzer Zeit, und heutzutage finden wir den Indianer nur allein noch in den nördlichen und in den südlichen Theilen der langgestreckten Pampasregion, im mittleren Theile, im Gebiete der argentinischen Republik, ist er so gut wie ausgerottet. Hier ist an die Stelle des Ureinwohners eine andere, man möchte ebenfalls Race sagen, getreten, die „Gauchos“, das heisst ein Mischvolk, entstanden aus den in früheren Jahrhunderten herübergekommenen spanischen Freibeutern und Abenteurern, den „Conquistadoren“ und Indianerinnen. Doch auch selbst bei diesen erwachsenen Menschen hat „die Cultur, die alle Welt beleckt“, ihres Amtes gewaltet, sie sind nicht mehr, was sie waren, auch gewöhnliche Bewohner des flachen

Landes werden heute, als Gegensatz zu jenen der geschlossenen Städte, Gauchos genannt, und dieser früher so ehrenhafte, mit Stolz, ja mit Dünkel getragene Name hat jetzt eine andere Bedeutung bekommen. Oft wird damit eine Classe von Menschen bezeichnet, welche, zum Arbeiten zu faul, nur Pferde, Schafe, Rindvieh stehlen und sich auch nicht allzuviel Gewissensbisse darüber machen, wenn ab und zu ein von ihnen Beraubter bei der Vertheidigung seiner Habe auch noch sein Leben lassen muss. Viel hat zu solcher Verwilderung der besonders im vierten bis siebenten Decennium gegenwärtigen Jahrhunderts fast unablässig wüthende Bürgerkrieg beigetragen, und namentlich die blutige Schreckensherrschaft des Dictators Rosas mit seinen plündernd, mordend und sengend das Land durchstreifenden Schaaren von „Mas-horcas“, einer Art Prätorianergarde dieses selbst aus einer Gauchosfamilie entstammten Wütherichs. Er war es auch, der zuerst, allerdings nur zur Verfolgung persönlicher Zwecke, den Versuch unternahm, die Gauchos militärisch zu organisiren; ihm allein konnte ein solches Unterfangen auch glücken, denn wenn wirklich der Gaucho, jedem, auch dem unbedeutendsten Zwange abhold, sich irgend Jemandem unterwarf und unterordnete, so konnte dies nur ein seiner eigenen Race Entsprössener sein. So wunderbar gewandte und unerschrockene Reiter die Gauchos aber auch sein mögen, so unwiderstehlich ihr Anprall auch auf Landsleute wirkte (hunderte von siegreichen Gefechten und die binnen Kurzem durchgeführte Unterwerfung des ganzen Landes geben davon

Zeugniss), gegen europäisch disciplinirte und organisirte Truppen vermochten sie doch nicht standzuhalten und zerstoben vor ihrem ersten Angriffe. Der 31. Januar 1852 war der denkwürdige Tag, an welchem das Gaucho-regiment, die blutige, entsetzliche Willkürherrschaft Rosas' gebrochen, für immer vernichtet ward. General Urquiza, der Gouverneur der Provinz Entre Rios, war es, der den schrecklichen Alp zerstörte, der durch volle dreiundzwanzig Jahre die schöne Argentina gedrückt und gemartert hatte. Der Kern seiner Truppen aber, womit er den glänzenden Sieg erfocht, waren aus ihrem Vaterlande vertriebene schleswig-holstein'sche Soldaten; da es ihnen nicht mehr gestattet war, daheim gegen Gewalt und Unterdrückung zu kämpfen, zogen sie über den Ocean, hier ihrer Mission getreu zu bleiben, gegen Willkür zu streiten und zu siegen. Deutsche Hiebe und deutsche Kraft waren es, die dem lange gemarterten Lande den endlichen Frieden, die Ruhe brachten, die es befreiten von der entsetzlichen Geißel einer Herrschaft der allerrohesten Volksklasse! —

Betrachten wir den Gaucho jedoch wie er ist und wie er sein soll, nicht als Dieb, Parteigänger und Räuber, sondern so wie er sich jetzt in ruhigen Zeiten zeigt, so finden wir in ihm doch immer eine ganz besondere, ihres Gleichen nirgends wieder findende Menschenrace mit gar sehr vielen guten und schätzbaren und eigentlich nur wenigen bösen Eigenschaften. Er hat eine andere Tracht, andere Sitten, andere Denkungsweise als der Städter und will von diesem nichts wissen, wie ein

Fremder steht er ihm gegenüber und auf dessen Luxus, auf dessen feinere, gesittete Umgangsformen blickt er voll Verachtung herab. Er ist vorzugsweise Viehzüchter, ein halbwilder Hirt, doch aber kein eigentlicher Nomade, denn der Boden, auf welchem er sein Vieh weidet, ist sein unbestrittenes Eigenthum. Auf diesem lebt er vereinzelt in seiner einfachen, kaum den nothdürftigsten Schutz gegen des Wetters Unbill bildenden Erdhütte, „Rancho“ genannt, niemals mit Anderen seinesgleichen zusammen, Dörfer oder Ortschaften bildend. Stundenweit entfernt haust sein nächster Nachbar, und nur mit anderen Gauchos, Estancieros oder Hirten kommt er zusammen, mit anderen Leuten verkehrt er nur gezwungen. Es gibt bei ihm keine Landgemeinde, keinerlei Zusammenhang, keine Schüler, dafür aber viel Aberglauben. Die Bildung der Gauchos steht natürlich auf der allerniedrigsten Stufe, lesen können nur wenige, und das Schreiben gilt für eine gar grosse Kunst. Katholiken sind sie eigentlich nur, soweit es die äussere Form betrifft, doch auf ein kirchliches Begräbniss in geweihter Erde wird grosser Werth gelegt. Von den ersten Spaniern, von denen, wie schon vorher erwähnt, die Gauchos herkommen, ist ihnen eigentlich, die Sprache und den krassen Aberglauben abgerechnet, nichts mehr übrig geblieben; trotzdem aber und obgleich ihr Blut nichts weniger als rein ist und alle Mestizen sind, besitzen sie dennoch einen unbändigen Stolz, der hinter keinem eines echten Hidalgo zurücksteht.

Des Gauchos Kleidung besteht zu allen Jahreszeiten aus einer wollenen offenen Aermeljacke, wollenen kurzen

und weiten Beinkleidern von meist greller Farbe und enganschmiegenden rinds- oder pferdeledernen Gamaschen „Calzoneras“, welche unten an den plumpen Stiefel sich anschliessen; am linken Fusse tragen sie einen, oft mehr als pfundschweren, je nach den pecuniären Verhältnissen aus Silber, Bronze oder Kupfer gefertigten Sporn, welcher jedoch nicht, wie bei uns üblich, hinten durch einen Dorn gehalten wird, sondern nur an den Seiten befestigt ist, so dass er herabhängt und, sehr unbequem, beim Gehen auf dem Boden schleift. Letzteres genirt übrigens den echten Gaucho nicht im Mindesten, denn er geht beinahe nie; hat er ein Geschäft zu verrichten und die Entfernung betrage auch nur dreissig Schritt, so fällt es ihm nicht im Traume bei, dahin zu Fuss zu gehen; er besteigt sein stets in nächster Nähe ruhendes oder weidendes Pferd und reitet. Das Hauptstück der Kleidung ist, wie bei den meisten Südamerikanern, der Poncho, dieses unübertrefflich praktische und bequeme Stück Zeug, aus reinsten Wolle gefertigt, viereckig von Gestalt, entweder einfach dunkelblau oder mehrfarbig gestreift, mit einem runden Loch in der Mitte, wodurch der Kopf gesteckt wird. Auf allen Seiten weit herabfallend, bedeckt so der Poncho nicht nur den Reiter vollständig, sondern auch einen grossen Theil des Pferdes, während dennoch die Arme zu jeder Bewegung frei und ungehindert bleiben.

Mit Waffen ist der Gaucho stets sehr reichlich versehen; er führt ausser der bereits genannten, mit einem rothen Fähnchen geschmückten langen Lanze den un-

entbehrlichen Lasso, bekanntlich eine lange, mit einer Schlinge versehene, starke lederne Wurf- oder Fangschnur, den er ganz meisterhaft zu handhaben versteht, ferner bedient er sich der von den südwärts hausenden Indianerstämmen angenommenen Bolas. Es sind dies zusammengedrehte Lederriemen, welche sich nahe ihrem Ende in zwei oder drei feste Schnüre spalten; an jedem dieser kurzen Schnüre ist ein rundliches, vielleicht ein halbes Pfund schweres Bleistück oder in dessen Ermanglung ein abgeschliffener Kiesel, fest und dauerhaft in Leder eingenäht, befestigt. Auf der Jagd wird von dieser furchtbaren Waffe in der Art Gebrauch gemacht, dass man, wenn das flüchtige Wild in rasendem Ritte nahezu erreicht ist, den Lederriemen mit seinen schwer daran hängenden Bleistücken einigemal um den Kopf schwingt und dann, ihn loslassend, nach den Beinen des fliehenden Thieres schleudert. Durch die Wucht des Schwunges schlingen die kürzeren beschwerten Endriemen sich, sobald sie die Füße des Flüchtlings nur erreicht haben, mit grösster Gewalt von beiden Seiten herum und bringen das Wild dadurch zu augenblicklichem, blitzähnlichen Falle. Mit einer an das Wunderbare streifenden Geschicklichkeit wissen die Gauchos diese Bolas zu handhaben, und kaum stehen sie darin ihren Lehrmeistern, den Indianern, nach. Hauptsächlich zur Jagd auf Hirsche, Guanakos und einheimische Strausse werden die Bolas verwendet, doch auch beim Reitergefecht und namentlich bei der Verfolgung fliehender Feinde werden sie mit furchtbarer Gewandtheit benutzt, um des Enteilenden

Pferd zum Fall zu bringen. Der Lasso wird hingegen nur angewendet, sobald es sich darum handelt, Mensch oder Thier lebendig und unverletzt einzufangen, in erster Linie also zum Herausholen einzelner Pferde oder Rinder aus der ganzen Heerde. Ausserdem ist noch jeder Gaucho mit einem breiten, haarscharfen, wohl 15—20 Zoll langen Messer, der „Machete“ bewehrt; Feuerwaffen liebt er hingegen gar nicht und fast niemals begegnet man damit Ausgerüsteten; nur die Gaucho-Cavallerie trägt Carabiner, bedient sich ihrer aber auch nicht gern, da jedem Einzelnen nur zu wohl bewusst ist, dass in seiner Hand eine solche Waffe gefährlicher für den Träger als für den Feind ist.

In der wilden Natur, stets von Gefahren umgeben, hat sich bei dem Gaucho ein hochfahrender, unbändiger Charakter herausgebildet; trotzdem ist er aber dabei jovial, heiter, gastfrei und gutmüthig, in gereiztem Zustande dann wieder der unmenschlichsten Barbarei fähig. Kartenspiel und Gesang zur klimpernden Mandoline, auch der Tanz, sind seine liebsten, eigentlich auch einzigen Vergnügungen; im Trinken ist er, wie die ganze spanische Race, äusserst mässig, und wenn er irgend etwas im Uebermass treibt, so ist dies das Rauchen von Cigaretten. Wie schon bemerkt, blickt er mit tiefster, souveräner Verachtung auf den, friedlichen Beschäftigungen nachgehenden Städter, ist dieser doch nicht einmal im Stande, einen wilden Bullen oder ein ungebändigtes Pferd einzufangen. Jeden Europäer hält er von vornherein für einen schlechten Reiter und deshalb schon missachtet er ihn. Als Soldat

ist er ausdauernd, genügsam und muthig, aber grausam, und von frühester Jugend auf den Anblick des Blutes gewohnt, steht ihm das Abschlachten eines Menschen auf gleicher Linie mit dem eines Rindes. Der Gaucho hat einen hohen, kräftigen Körper, zu arbeiten braucht er dabei gar nicht, da seine Heerde ihn mit allem Nothwendigen versieht. Kurz der echte Gaucho steht als ein vollkommenes Original da, unberührt von allen Empfindungen, Begriffen und Anschauungen civilisirter Menschen.

Ausser diesem gibt es nun aber noch eine weitere Sorte von Menschen in der Argentina, welche ebenfalls den Namen Gaucho führen, und zwar ebenfalls mit Recht: es sind ewig auf der Wanderschaft begriffene, von einem rastlosen Bewegungsparoxysmus befallene Personen. Man sieht solche Leute bald da, bald dort in allen Theilen des weiten Landes. Es kann sich ereignen, dass man in der Nähe von Buenos-Ayres einen Gaucho an sich vorüberreiten sieht, welchen man vor zwei oder drei Wochen erst in einer der nördlichsten Provinzen gesehen hat, mehr denn tausend Kilometer entfernt. Dabei reitet er dasselbe Pferd, die Cigarette fortwährend im Munde, wobei er, wie ein echter Castilianer, seinen breiten Hut, den „Sombbrero“ zieht, falls er, wie dies selten zu fehlen pflegt, denjenigen, welchen er grüsst, wieder erkennt, selbst wenn er ihm nur einmal im Leben begegnet ist. Der Mann ist immer zufrieden, kümmert sich um nichts, verlangt aber auch, dass dafür Niemand sich um ihn kümmere, und so lässt ihn denn auch die Obrigkeit mög-

lichst ungeschoren und mischt sich, wenn sie es nur irgendwie vermeiden kann, nicht in seine Angelegenheiten.

Nachdem wir nunmehr die weisse, oder wenn man will die Mischlingsbevölkerung der Pampas kennengelernt haben, müssen wir auch die jene unermesslichen Grasfluren durchstreifenden echten Landeskinder, die Söhne der rothen Race besuchen. Um dies aber zu können, sind wir gezwungen, den vorher bereits genannten Limay oder Rio Negro zu überschreiten, denn nur südwärts dieses Stromes treffen wir noch Indianer, in der Argentina selbst sind sie so gut wie ausgerottet. Alles Land, welches sich im Süden des Limay ausdehnt, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean und bishinunter zur Maghellansstrasse führt den Namen Patagonien und ist thatsächlich ein noch von keinem civilisirten Staate in Besitz genommenes Territorium, obwohl Chili wie die Argentinische Republik Ansprüche darauf erheben. Fast das gesammte Areal von beinahe achtzehntausend Quadratmeilen trägt den echtesten und unverfälschtesten Pampas-Charakter und findet man Gebirge nur an der westlichen Küste, einige Hügelrücken wohl auch am Atlantischen Ocean.

Die Bewohner dieses ungeheuren Gebietes sind ausschliesslich Indianer, die keinem Weissen gestatten, sich häuslich im Lande niederzulassen, ja auch ein Bereisen und Durchforschen nur in ganz seltenen Fällen erlauben. Trotzdem ist Patagonien schon von verschiedenen kühnen Männern, oft unter den furchtbarsten Gefahren durchwandert worden, und seine Bewohner sind uns nicht mehr ganz fremd. Im Norden wohnt der grosse

Stamm der Penchuenchen, in den südlicheren Theilen die Tehuelchen, und wenn auch beide Völker wohl einer und derselben Gruppe angehören mögen, stehen sie sich dort unausgesetzt feindselig gegenüber und mit Verachtung blicken die erstgenannten auf die letzteren herab.

Die Penchuenchen sind ein Reitervolk par excellence, das Pferd ist für sie Alles, ohne Pferd sind sie nichts; in gewisser Hinsicht könnte man sie wohl mit den Apachen und Comanchen Nord-Amerikas vergleichen, doch sind sie trotz ihres kriegerischen Geistes bei Weitem nicht so grausam und blutdürstig wie jene und morden nur bei Angriff oder Vertheidigung, nicht, wie namentlich die Apachen, nur um des Mordens willen. Das vielleicht acht- bis zehntausend Köpfe zählende Volk zerfällt in eine grosse Anzahl von Kaziken ziemlich unumschränkt regierter Stämme, nur im Falle eines Krieges wird ein gemeinsames Oberhaupt erwählt, welchem dann unbedingter Gehorsam zu leisten ist. Gross und stattlich von Statur, mit mächtig entwickelten Muskeln, ist ihre Hautfarbe ausserordentlich hell, oft kaum kupferbraun zu nennen, viele von ihnen sind der Farbe nach von Europäern nur schwer zu unterscheiden, wozu auch noch der Umstand viel beiträgt, dass, obwohl das Haupthaar wie bei allen Ureinwohnern Amerikas straff und pechschwarz ist, dennoch blonde Leute unter ihnen durchaus keine Seltenheit sind.¹⁾ Der Oberkörper wird

¹⁾ Eine allerdings kaum mehr als vage Vermuthung, denn eine Erklärung kann man es füglich nicht nennen,

nicht bekleidet, bei Regenwetter aber und im Winter, sowie auf der Wanderung wird der Poncho übergeworfen; er ist entweder von den Weibern selbst gearbeitet oder von chilenischen Händlern (denn solche aus der Argentina werden nicht in das Land gelassen) eingetauscht und immer ausnahmslos indigoblau. Die Füße bekleiden die Penchuenchen mit Stiefeln aus Pferdehaut, die Beine mit Beinkleidern aus dem nämlichen Material, oft nach aussen noch mit den Haaren bedeckt. Bola und Lasso sind ihre Hauptwaffen und verstehen sie damit, sowie mit der

wäre an diesem Punkte vielleicht einzuschalten, die Idee nämlich, unter den Penchuenchen allgemein verbreitet und geglaubt, dass sie keine Ureinwohner Amerikas seien, sondern vor altersgrauer Zeit ihre Stammeltern über das „grosse Wasser“ herübergekommen wären, aus einem Allemaña genannten Lande. Nun erklären zwar sehr gelehrte Ethnologen und Linguisten eine derartige Abstammung von Deutschen für ein Hirngespinnst und die von ihnen dagegen gemachten Einwürfe mögen auch ganz richtig und stichhältig sein, niemals wird aber dadurch die alte Tradition umgestossen, niemals die Vorliebe des ganzen Volkes für alle Allemaños erklärt. Es ist Thatsache, dass von allen weissen Völkern die Deutschen die einzigen sind, welchen bei ihren Reisen durch das Penchuenchenland nicht nur kein Hinderniss in den Weg gelegt, sondern denen sogar aller möglicher Vorschub geleistet wird; und ebenso ist es Thatsache, dass wir Deutschen von allen Angehörigen des Volkes niemals anders denn als „Parientes“, Verwandte, bezeichnet werden. An dem Allen mag nun sein, was ihm wolle, das Faktum ist an sich so interessant und merkwürdig, dass ein näheres Nachspüren sich wohl verlohnen würde!

niemals fehlenden, mehr als doppelt mannslangen, elastischen Rohrlanze in einer wahrhaft staunenerregend gewandten Weise umzugehen.

Eigentlich feste, bestimmte Wohnsitze existiren zwar nicht, aber doch hat ein jeder Stamm sein eigenes, genau abgegrenztes Territorium, und im Winter namentlich kommen sie stets an denselben Platz zurück, ihr Lager aufzuschlagen. Die Wohnungen sind oft sehr geräumige und in mehrere Gelasse abgetheilte, spitze Zelte aus Guanakofellen, die während des Winters mit seinen eisigen Stürmen, den sogenannten „Pamperos“ und den mit Unterbrechungen monatelang währenden schweren Regen ein ganz vorzügliches, warmes und behagliches Obdach abgeben. Der Penchuenchen Hauptbeschäftigung ist die Jagd, Ackerbau existirt absolut gar nicht, von Thieren werden nur ausschliesslich Pferde, diese aber in grösster Menge und von vortrefflicher Race gezüchtet, und zwar, wie vorher schon bemerkt ward, in einem leichteren Schlage als Reit- und in einem schwereren als Packthiere. Das auf den Jagden, welche meist als ganz reguläre, grossartige Kesseltreiben organisirt werden, erlegte Wild: Hirsche, Rehe, Guanakos, Viscachas, Strausse, liefert jedoch nur einen sehr geringen Theil der nöthigen Nahrungsmittel und als hauptsächlichste, unentbehrlichste und auch beliebteste Speise dient stets und immer das Pferd: zu allen Mahlzeiten wird Pferdefleisch genossen, auf allen Wanderungen, bei jedem Kriegszuge, auch wenn Alles zurückgelassen wird, welches die Schnelligkeit und Beweglichkeit der Horde beeinträchtigt.

tigen könnte, einige junge Pferde werden dennoch mitgeführt, um bei Bedarf geschlachtet zu werden. Entsetzlich anzuschauen ist diese letztere Procedur, wenn an einem Baume oder in dessen Ermanglung an einigen festen Zeltstangen das Thier bei den Vorderfüßen emporgezogen und dann von einem Manne mittels kräftigen Querschnittes die Gurgel bis zur halben Tiefe geöffnet wird. Unmittelbar wenn hierbei aus den Halsschlagadern ein heftiger Blutstrom sich ergiessen will, fährt der Schlächter mit einer ganzen Hand voll zerstoßenen spanischen Pfeffers hinein in die klaffende Wunde und presst sodann mit aller Kraft die Oeffnung wieder zu. Unter den namenlosesten Qualen, verursacht durch die eingeführte, scharf brennende Substanz, lebt zuckend, sträubend und sich windend das unglückliche Opfer noch eine geraume Zeit, nach Beendigung des Todeskampfes aber wird das mit dem Pfeffer durchtränkte, in grosser Menge sich angesammelt habende gestockte Blut herausgeholt und bildet so in einer geléeartigen Consistenz das gesuchteste und feinste Leckergericht für diese Menschen.

Dass zu Herbstes Ende die Stämme regelmässig bestimmte Localitäten wieder aufsuchen, ward früher schon bemerkt, es geschieht dies jedoch nicht aus Gewohnheit oder gar Anhänglichkeit an irgend einen Ort, sondern lediglich der vorzunehmenden Aepfelernte halber. Ja wohl, der Aepfelernte halber, denn die, wie ich Ihnen erzählt habe, in immensen Mengen in der südlichen Pampasregion auftretenden Apfelbäume liefern den Penchuenchen nicht allein, sondern allen in Patagonien, Arau-

canien und Chili hausenden Stämmen das Edelste und Beste, was sie nur überhaupt besitzen, was sie sich nur wünschen können, ohne was sie sich überhaupt kein Leben vorzustellen vermögen — die Tschitscha! Tschitscha ist nichts Anderes als ein, allerdings auf allerprimitivste Weise hergestellter Apfelwein, ja, so wunderbar es auch klingen mag, das Haupteiderland der Erde ist nicht, wie Sie sich etwa einbilden mögen, Oberösterreich mit seinen Mostschädeln oder Frankfurt am Main mit seinem Petsch, oder die Normandie, o nein, der südlichste Theil Amerikas ist es; hier wird dieser Fruchtsaft in Quantitäten bereitet und consumirt, von denen wir uns gar keinen Begriff machen können. Zur Zeit der Apfelernte betheilt sich Jung und Alt, Mann und Weib, Vornehm und Gering an der Einsammlung der in unglaublichen Mengen an den Bäumen hängenden Früchte; mit Holzpressen einfachster Construction oder in deren Ermanglung lediglich durch Treten und Springen werden die in eine ganze Pferdehaut eingefüllten Aepfel nunmehr zu Brei zerquetscht und der sich bildende Saft dann abgezapft. Hat man alte Salz-, Pulver- oder Schnapsfässer, um so besser, fehlen diese aber, muss wiederum eine nur nothwendig gereinigte und an der Sonne getrocknete Pferdehaut erhalten, die abfließende Brühe aufzunehmen. Wie diese aussieht und wie sie schmeckt, das überlasse ich Ihrer Phantasie sich auszumalen und bemerke dazu blos, dass alle vorkommenden Aepfel, ob reif, ob unreif genommen werden, dass der Haut des Schlauches oft noch Fleisch- oder Sehnenpartikel anhängen, dass keinerlei siebartige

Vorrichtung existirt und dass endlich dieser Mischmasch wenige Tage nach seiner Bereitung schon getrunken wird! Denn nicht erwarten können diese Menschen den Moment, wo das so heiss, ach gar so heiss und lang ersehnte Gelage endlich beginnt, wo die Freuden, welche sie ein ganzes Jahr sich im Geiste ausgemalt haben, endlich zur Wirklichkeit werden. Und nun beginnt das Trinken, doch nein, solch' zahmer Ausdruck ist hier nicht am Platze — das Saufen; und es dauert nicht stunden-, nicht tage-, nein wochenlang und wird durch nichts unterbrochen als durch den Schlaf, entstanden aus der vollsten Trunkenheit, und kaum halb erwacht, noch seiner Sinne nicht mächtig, wird wieder zum Kuhhorn gegriffen, um nur ja auch „sein vollgerüttelt und -geschüttelt Maass“ zu erhalten, um nicht in die Gefahr zu kommen, dass Andere das trinken könnten, was noch allenfalls in den eigenen Magen hineingeht.

Es ist nicht gut, zu dieser Zeit der Tschitscha-Gelage (die Indianer selbst bezeichnen sie mit dem einfachen Worte „Tomando“, das willsagen „Nehmend“) mit den Berauschten zusammen zu kommen; gar locker sitzt da das Messer in der Scheide und Blutvergiessen ist etwas ganz Alltägliches. Zu solcher Zeit haben sich denn auch die Händler schon wieder heimwärts gewendet; können sie sich doch nicht von den nun einsetzenden furchtbaren Herbst- und Winterregen überraschen lassen, ein Passiren der Cordillera wäre da ein Ding der Unmöglichkeit. Denn über das Gebirge müssen alle die Händler zurück; sind es doch nur Chilenen, welchen es gestattet ist, sich im Pen-

chuenchenlande aufzuhalten, zu verkaufen, zu tauschen, die Eingebornen mit den nothwendigen Artikeln und Luxuswaaren zu versehen. Mit den Bewohnern der Argentina hingegen steht das Volk auf keinem guten Fusse; es kann ihnen die zahlreichen Versuche der Eroberung und Colonisirung nicht vergeben und zahllose Fehden und Kriege entsprangen schon diesen Bemühungen des Nachbarstaates und regelmässig gingen die Indianer als Sieger daraus hervor. Man kann sich ein Bild entwerfen von der Art und Weise, wie diese Kämpfe geführt wurden und werden, wenn man den geschilderten Charakter der Gauchos und der Penchuenchen in Betracht zieht; Blut in Strömen muss fließen, wenn solche Menschen aufeinander prallen; Pardon wird weder gegeben noch erwartet und erbeten, eine reiche, grausige Ernte hält da der Tod. Und wie gesagt, ausnahmslos triumphirten die Wilden, und erst wenn sie die ihnen entgegengeworfenen Steitkräfte vernichtet, wenn sie alle erreichbaren Ansiedlungen und Haciendas niedergebrannt, die Männer ermordet, die Frauen zu noch grausigerem Lose mit sich geschleppt, die Heerden davongetrieben hatten, dann zogen sie wieder aus dem zertretenen, rauchenden, entvölkerten Grenzlande hinüber über den Limay in ihre heimische Pampa. Dass ein solcher Zustand die Cultur und Besiedlung in allen Grenzprovinzen geradezu problematisch auf die Dauer machte, liegt auf der Hand, und nachdem der blutige Rosas, welcher es nicht verschmäht hatte, zur Befestigung seiner Macht, das will sagen zur Vernichtung seiner Gegner, die wilden Indianerhorden

in Sold zu nehmen, vertrieben war, da entschloss sich die Regierung zu Buenos-Ayres, dieser Lage ein Ende zu bereiten. Es ward mit den Penchuenchen ein Friede und eine von keiner Partei zu überschreitende Grenze vereinbart und ausserdem noch ein alljährlich abzuliefernder Tribut, in Pferden, Stoffen, Waffen und Salz bestehend, zugesagt, und seitdem ist Ruhe eingetreten in dem sonst so schwer heimgesuchten Gebiete am Nordufer des Limay. Die Penchuenchen sind keine Mörder und Räuber um des Mordens und Raubens willen und ungestört kann der Argentinier seine Heerde weiden und seinen Weizen säen, nur durch den Grenzstrom getrennt vom freien Indianerlande. Nicht mehr hallt die weite Pampa wider vom Geschrei der Kämpfenden, vom Gestöhn der Gefallenen, nicht mehr röthet sich der Himmel von der Gluth brennender Estancias, dröhnt der Boden unter den Hufen davongetriebener Thiere. Friede, Ruhe ist eingezogen auch in diesen Landen, friedlich kann die Republik am Silberströme sich entwickeln, kann das Ihre thun, das viele Gute und Edle, was im Charakter ihrer Gauchos ist, zu heben und zu fördern, das Böse und Rohe nach und nach durch Beispiel und Erziehung zu mildern und zu bannen. Und so ist es uns denn vielleicht eines Tages noch beschieden, die weite, unendliche, grossartige Pampa der Cultur, der Civilisation erschlossen und dienstbar gemacht zu sehen, diese reichen Flächen von einer friedlichen, fleissigen, ruhigen Menschenmenge bevölkert zu finden, einer Menschenmenge, die nicht ihre Kühnheit und Tapferkeit, ihren Muth und ihre Freiheitsliebe ver-

loren hat, die aber diese schönen, edlen Eigenschaften nur anwendet und verwendet zum Schutze des Vaterlandes, zur Besiegung feindseliger Naturkräfte, auf die ganz und voll unseres Goethe herrliche Worte passen:

„Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch' ein Gewimmel möcht ich sehen
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen!“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1882

Band/Volume: [22](#)

Autor(en)/Author(s): Thümen-Gräfendorf Felix Karl Albert Ernst Joachim

Artikel/Article: [Die Pampas, ihre Natur und ihre Bewohner. 173-206](#)

